

# Illustriertes Unterhaltungs- Blatt

Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

## Prinzesschen.

Novelle von R. Ortmann.  
(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

„Fräulein Bredow — jawohl — die Dame hat bis gestern bei uns gewohnt. Aber Sie ist nicht mehr hier.“

„Und wo, wenn sie nicht hier ist, finde ich sie denn sonst?“

„Ja, das dürfte allerdings keine Schwierigkeiten haben. Ich selber weiß nicht, wohin die junge Dame gereist ist.“

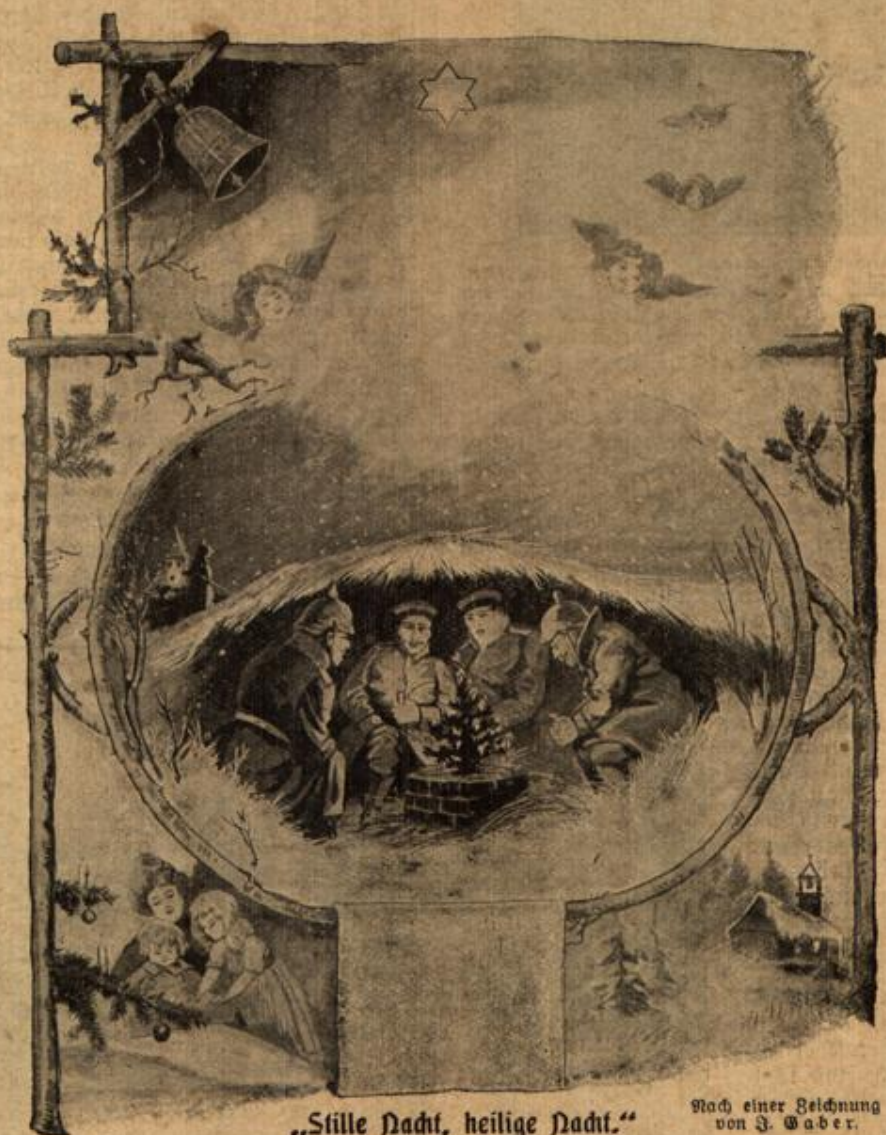
Es war ihm, als hätte ihm jemand einen Schlag vor den Kopf versetzt.

„Abgereist? Sie ist abgereist? Und ohne zu hinterlassen wohin?“

„Darüber hat sie sich gegen niemand geäußert. Aber sie hat mir einen Brief übergeben, den ich dem Herrn Doktor überreichen sollte. Ich werde ihn gleich holen.“

Die Sekunden, die bis zu ihrer Wiederkehr vergingen, dehnten sich Rudolf Diethelm bis zu Ewigkeiten. An den Türpfosten gelehnt, erbrach er das zierliche, süß duftende Briefchen. Es war nur kurz und die Worte waren ersichtlich in großer Hast auf das Papier geworfen, wie wenn die Schreiberin es sehr eilig gehabt hätte, sich einer unangenehmen Pflicht zu erledigen. An Deutlichkeit des Inhalts aber ließen sie trotzdem nichts zu wünschen übrig, denn Martha schrieb:

„Mein lieber Freund! Eigentlich habe ich wohl gar kein Recht mehr, Ihnen diesen Namen zu geben. Denn ich tue in diesem Augenblick etwas sehr Schlechtes, etwas, das Sie mir



„Stille Nacht, heilige Nacht.“

Nach einer Zeichnung  
von J. Gader.

gewiß niemals verzeihen werden. Aber ich kann nicht anders. Wenn es auch zu meinem Unglück sein sollte, ich muß der Stimme meines Herzens folgen. Ich habe Sie wahrhaft zu lieben geglaubt, aber es ist doch wohl nur Dankbarkeit gewesen, weil Sie sich meiner so freundlich angenommen hatten, und dann vielleicht auch der Wunsch, aus der schrecklichen Tyrannei des Fräulein Rudloff fortzukommen. Was wahre Liebe ist, habe ich erst in diesen Tagen erfahren, und nun muß ich dem Mann folgen, bis ans Ende der Welt. Zürnen Sie mir nicht und forschen Sie mir nicht nach. Es würde gar keinen Zweck haben, denn zurück käme ich doch nicht und Ihre Frau würde ich niemals werden können, selbst wenn Sie mich noch haben wollten, nachdem ich so schlecht an Ihnen gehandelt habe.

Je mehr Sie mich verachten, desto leichter wird es Ihnen werden, mich zu vergessen, darum will ich gar nicht versuchen, noch irgend etwas zu meiner Verteidigung zu sagen. Ich danke Ihnen für alles Gute, das Sie an mir getan haben, und wünsche, daß Sie recht bald ein so braves Mädchen finden, wie Sie es verdienen. — In großer  
Ihre Martha Bredow.“

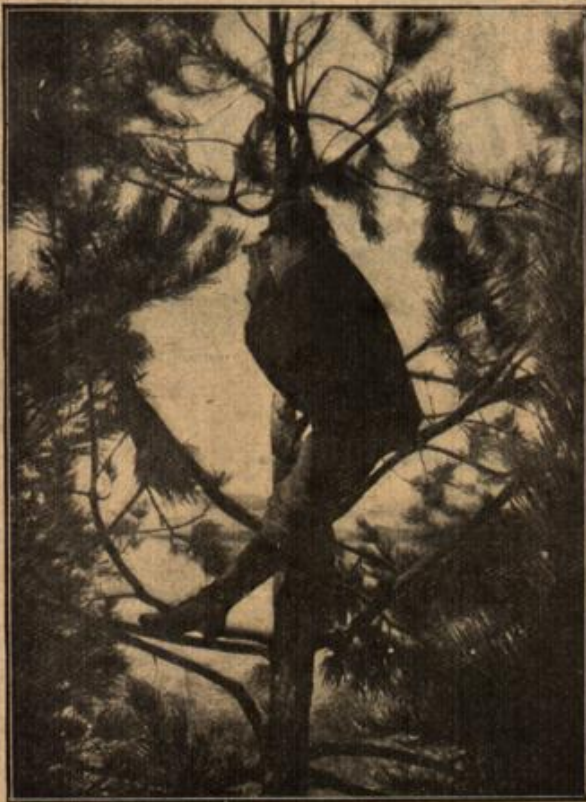
### Aufregung und Betrübnis

Zweimal überlas Rudolf Diethelm das Billet, dann knitterte er es in der Hand zusammen. Der Abjagebrief einer Dirnel klang es in seinem Innern, und wenn ihm auch zumute war, als wühlten scharfe Messer in seiner Brust, so half ihm

Doch der Ekel, der heiß in ihm aufstieg, dazu, seine Fassung zu bewahren.

„Das Fräulein ist in Begleitung eines Herrn gereist?“ fragte er kalt.

„Nun ja, da sie es Ihnen doch selbst geschrieben zu haben scheint — sie ist mit dem Herrn Baron gefahren, der das Zim-



Ein französischer Beobachtungsposten.

Die Beobachtungsposten leisten auf deutscher und auf französischer Seite Hervorragendes. Sie suchen entweder feindliche Bewegungen und Stellungen zu erkunden oder leiten in gefährdetester Lage durch Fernsprecher das Artilleriefeuer. (Nach einer französischen Darstellung.)

mer neben dem ihrigen bewohnte. Er sprach davon, daß er sie für die Bühne ausbilden lassen wolle, weil sie eine so reizende Stimme hat. Als sie das Lied von dem Prinzchen sang, war er ganz hingerissen.“

Da drückte Rudolf Diethelm mit kurz hingeworfenem Gruß seinen Hut in die Stirn und wandte dem Weibe den Rücken. Aber als er langsam die Treppe hinabging, wußte er, daß er da oben seine Jugend zurückgelassen hatte, daß er ein Mann geworden war — ein Mann ohne Illusionen, aber mit starkem, gewappnetem Herzen, so wie es das Leben von dem rechten Kämpfer und von dem rechten Manne heischt.

An Elfriede schrieb er vorläufig nichts von seinem Erlebnis. Dazu war ihm das Herz doch noch zu weh und zu todeswund. Er vergrub sich in die Einsamkeit und in die Arbeit, die ihm Helferin und Trösterin werden mußte. Und wenn auch während der ersten Wochen noch gar manche Stunde kam, wo sein junges Blut in heißer Sehnsucht nach der Verlorenen schrie und wo er bereit gewesen wäre, ihr alles, alles zu verzeihen, wenn sie nur wieder zu ihm herein geschlüpft wäre und ihm mit ihrem süßen Schelmchenlachen in die Augen geblickt hätte, so lernte er doch allgemach Herr werden über die unwürdige Schwäche. Und er hörte auf, mit seinem Geschick zu hadern, als er zum erstenmal volle und uneingeschränkte Befriedigung empfand an dem, was er selbst geschaffen.

Als er den letzten Federzug an seinem neuen Roman getan, sandte er ihn mit einem kurzen Briefe an Elfriede und bat sie um ihr Urteil, bevor er ihn dem Verleger übergäbe. Von Martha's Verrat schrieb er ihr auch kein Wort, aber als sie das Manuskript gelesen hatte, wußte sie alles. Schon am dritten Tage hielt er ihre Antwort in der Hand. Sie war voll warmer Anerkennung über sein Werk, und nur gegen einige Stellen, aus denen ihr zu viel ungerechte Bitterkeit gegen das Weib zu sprechen schien, äußerte sie leise Bedenken.

„Das Weib ist doch schließlich immer nur das, was Ihr Männer aus ihm macht,“ schrieb sie am Schlusse, „und es steht Euch nicht an, erbarmungslos zu verdammen, was Ihr selbst verschuldet, nur weil Euch in dem einen oder anderen Fall zur Pein wird, was Ihr zu Eurer Lust dem Geschöpf Eurer Laune anezogen.“

Da gab er jenen Stellen eine andere Fassung und strich aus seiner Arbeit alles, was Groll und Erinnerung an erlittenen Schmerz ihm diktiert hatte.

Von Martha hatte er nichts mehr gehört, obwohl Sommer und Winter und Frühling vergangen waren, seitdem sie ihm mit dem Manne entflohen war, dem ihre wahre Liebe gehörte. Vergessen hatte er sie nicht, aber er dachte an sie zurück wie an irgend ein Abenteuer aus seiner Knabenzeit mit einer leisen Regung der Wehmut und einem kleinen, bitteren Nachklang von Reue und Beschämung.

Da, als er an einem feuchtwarmen Juniabend auf dem Balkon vor seinem im Parterregechoß gelegenen Zimmer saß, fesselte die Gestalt einer Frau, die langsam die Straße heraufkam, durch irgend eine ihm selber noch halb unbewußte Ideenverbindung seine Aufmerksamkeit. Sie war sicherlich noch sehr jung. Ihre schlanke Gestalt verriet es und die Art, wie sie sich gekleidet hatte. Eine üppige Fülle von dunklem Haar umgab ihren Kopf und in ihrer Haltung, wie in ihrer ganzen Erscheinung war etwas, das Rudolf Diethelm an eine seinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägte Bewegung am Ufer des Landwehrkanals erinnerte.

„Torheit!“ dachte er und wollte sich mit einem Näckeln von der Unbekannten abwenden. Da, sie stand eben unter einer Straßenlaterne, erhob sie den bisher tief gesenkten Kopf, und trotz der Entfernung, die sie noch von ihm trennte, erkannte er auf den ersten Blick Martha's schmales Gesicht.

Seiner ersten gewaltigen Ueberraschung nachgebend, sprang er auf und rief ihren Namen. Ihre mühsamen, schleppenden Schritte kaum beschleunigend, kam sie näher. Und wie sie gerade vor ihm unter dem Balkon stand, blickte sie zu ihm auf. Eiskalt rieselte es ihm über den Leib, als er sah, was in diesem einen Jahr aus ihr geworden war. Die er da vor sich hatte, war das lachende, lebensprühende Prinzchen nicht mehr, es war ein krankes, gebrochenes Weib, weit vor der Zeit gealtert und mit den unverkennbaren Zügen des Ekels vor dem Leben auf dem einst so holden Gesicht.

„Darf ich auf einen Augenblick zu Ihnen herein kommen?“ fragte sie. „Fürchten Sie nichts — nur auf einen Augenblick. Seit acht Tagen gehe ich an jedem Abend hier vorüber und



Türkische Soldaten vertreiben sich während ihrer Mußstunden die Zeit mit der Aufführung von Nationaltänzen.

konnte doch bisher den Mut nicht finden, bei Ihnen anzuklopfen."

Er konnte ihr die Erlaubnis wohl erteilen, denn nachdem er der ersten Ueberraschung Herr geworden, fühlte er mit voller Deutlichkeit, daß er wirklich nichts zu fürchten habe, daß ihr Besuch keine Gefahr mehr für ihn bedeute. Der Zauber von ehemals war verflogen, und nie — nie wieder würde er aufs neue Macht über ihn gewinnen können.

Sie trat schüchtern ins Zimmer, als er eben im Begriff war, die Lampe anzuzünden, und sie bat ihn mit leiser Stimme, es zu unterlassen. Gleich darauf erschütterte ein heftiger Hustenanfall ihren zarten Körper und sie kauerte erbarmungswürdig matt und hinfällig auf dem Stuhl, den er ihr zugehoben.

"Verzeihen Sie mir die Belästigung. Aber ich konnte nicht anders. Ich mußte Sie noch einmal sehen, ehe ich für immer fortgehe, und mußte von Ihnen hören, daß Sie mir verzeihen."

"Ich habe Ihnen längst verziehen," erwiderte er aufrichtig, "lassen Sie uns nicht von dem sprechen, was zwischen uns geschehen ist, sondern erzählen Sie mir von Ihrem Ergehen und sagen Sie mir vor allem, ob ich Ihnen irgendwie von Nutzen sein kann." — Sie schüttelte den Kopf.

"Nein, ich habe so viel wie ich brauche, und da Sie doch wohl keine Wunder tun können, wüßte ich nicht, wie Sie mir helfen sollten."

"Ich kann allerdings keine Wunder tun, aber ich möchte doch von Ihnen hören, welcher Art dies Wunder sein müßte."

"Sie müßten meine kranke Brust gesund machen. Aber da sie mich aus dem Hospital mit der tröstlichen Versicherung entließen, daß ich es bei recht ruhigem Leben noch auf ein oder zwei Jahre bringen könnte, darf ich mich wohl keinen törichten Hoffnungen hingeben."

Er sah, daß sie nicht mehr in der Verfassung eines Menschen war, dem man Vorhaltungen machen oder weise Lehren geben darf. Und ohne Bedenken vor der Verantwortung, die er damit auf sich nahm, sagte er: "Ich könnte Sie einem Menschen zuführen, Martha, einem Menschen, in dessen Nähe Sie alles vergessen würden, was das Leben Ihnen angetan. Aber es ist nur ein Weib."

"Ihr Braut oder Ihre Geliebte?"

"Keines von beiden. Meine Freundin, oder, wenn Sie wollen, die Göttin, zu der ich bete."

Sie lachte hart und schneidend auf.

"Und die sollte mich in ihrer Nähe dusden? Ja, ahnen Sie denn immer noch nicht, was aus mir geworden ist?"

"Doch, Martha, ich glaube es zu wissen. Aber gerade deshalb bin ich sicher, daß Sie keine Zurückweisung erfahren würden."

"Das heißt, sie würde großmütig versuchen, ein sogenanntes Rettungswerk an mir zu vollbringen, von der Höhe ihrer eigenen Makellosigkeit herab. Nein, geben Sie sich keine Mühe. Das ist nicht, was ich meine."

"Und auch ich meine etwas anderes, Martha. Lassen Sie uns doch einen Versuch machen. Wenn Sie an niemanden gebunden sind, so vertrauen Sie sich noch einmal wie vor einem Jahre meinem Schutze an. Und wenn Sie sich in Ihren Erwartungen getäuscht sehen, ich verspreche Ihnen feierlich, daß weder von ihr, noch von mir ein Versuch gemacht werden wird, Sie gegen Ihren Willen zu halten."

Sie widerstrebte noch, aber ihr Troß schmolz allgemach dahin unter seinem gütigen Zuspruch und als sie sich nach einer

Stunde entfernte, ging sie mit dem Versprechen, sich in allem seinem Willen zu fügen. —

Es war kein allzu langer Brief gewesen, den Rudolf Diethelm an Elfriede geschrieben, um ihr seine bevorstehende Ankunft anzuzeigen und sie auf den Gast vorzubereiten, den er ihr mitbrachte. Er wußte, daß es nur weniger Worte bedurfte, um sie über seine Wünsche und Hoffnungen zu unterrichten.

Und Elfriede Harders rechtfertigte sein Vertrauen. Als ein trotziges, verbittertes, mißtrauisches Geschöpf hatte Martha ihr Zimmer betreten, das gegebene Versprechen schon wieder halb bereuend und des ersten verlegenden Wortes gewärtig, das ihr einen Anlaß geben würde, sich wieder zu flüchten. Und ehe noch die Schatten des ersten Abends sanken, kauerte sie unter heißen Tränen der Dankbarkeit und der Freude zu den Füßen Elfriedens, an der ihr zum erstenmal in ihrem armen, verwüsteten Leben das große Wunder der Menschenliebe offenbar geworden war, jener Liebe, die keiner Moralgehehe und keines geschriebenen Evangeliums bedarf als Richtschnur für ihr Handeln, jener Liebe, die alles versteht und für die es darum auch nichts gibt, das sie nicht zu verzeihen vermöchte.

Einnmal nur fragte die Schluchzende: "Warum sind Sie so gut gegen mich? Ich habe es doch durch nichts verdient, und Sie wissen ja nicht einmal, wie schlecht, wie verdammenswert schlecht ich gewesen bin."

Da beugte sich Elfriede herab und küßte ihren Scheitel.

"Und wenn es sonst nichts gäbe, das mich mit Ihnen verbindet, mein armes Kind, ich würde Sie doch lieb haben, weil Sie ihm einmal das Höchste und das Kostlichste gewesen sind in seinem Leben."

Und wie tief auch immer die Unglückliche unter dem anderen, dem reinen Weibe stehen mochte, das war etwas, was sie verstand. Und nun wußten sie beide, daß sie zueinander gehörten, daß nichts mehr das in dieser Stunde geknüppte Band zerreißen würde. —

Und doch lauerte im Hinterhalt einer, der stark und erbarmungslos genug war, es zu zerreißen. Ein paar kurze Monate nur ließ er dem so spät in das rettende Asyl geflüchteten armen Menschenkinde Zeit, die trostvolle Kostlichkeit eines von keinem Sturm mehr gestörten Friedens zu genießen.

Als die ersten welken Blätter zum Spiel des Herbstwindes wurden, trug man das Prinzchen zu Grabe, nicht mit stolzem oder gar königlichem Gepränge, wie es sich's einst in phantastischen Träumen ausgemalt haben mochte, sondern ganz stille, mit einem gar kleinen Leichengefolge aber vielen Blumen.

Es war drei Tage nach ihrer Beisetzung, als Rudolf Diethelm wieder abschiednehmend in Elfriedens Zimmer stand. Wieder wie damals nach ihres Vaters Begräbnis hielt er ihre Hand und wieder hatte er sie gefragt, ob es ihm nimmer vergönnt sein sollte, einen köstlicheren Namen für sich zu begehren als den eines Freundes.

Auch diesmal sagte sie nicht ja, aber ihre Antwort lautete doch anders als an jenem düsteren Tage.

Ihm voll und warm in die Augen sehend, sagte sie: "Wenn wieder die Blumen verblüht sind, die ich auf dem Grabe Deines armen, kleinen Prinzchens hegen werde, dann magst Du zurückkommen, Rudolf, Dir meine Erwidrerung zu holen. Du weißt wohl, wie sie lauten wird. Auf dies eine Jahr der Trauer aber hat sie einen Anspruch, trotz alledem."

Und um dieses herrlichen Wortes liebte er sie, der langen Wartezeit ungeachtet, die sie ihm auferlegt, nur noch tiefer und inniger denn zuvor. —

— Ende. —

## Weihnachten im Felde und daheim.

Komm, heil'ge Nacht und steige nieder  
In jede Hütte, jedes Haus!  
Laß Weihnachtsglocken, Weihnachtslieder  
Erklingen in des Kriess Gebraus!  
O, trockne Tränen, heile Wunden  
Und tröste jedes bange Herz —  
Den Frieden, der uns weit entschwinden,  
Laß uns ihn ahnen himmelwärts!

O, sende Deine heil'gen Strahlen  
Den Lieben auch im Kampfesfeld,  
Die uns mit teurem Blute zahlen,  
Die Ruhe in der Heimat felt!  
Nach Rußlands Steppen, nach dem Borde  
Der Nordsee und nach Frankreichs Gau'n,  
Trag Deiner Botschaft milde Worte,  
Und stille Sehnsucht, Qual und Graun!

Wohlan, das Wunder ist geschehen,  
Du hast es göttlich hehr vollbracht!  
Die Lieben können uns verstehen,  
Sie feiern mit uns Weihnachten!  
Wenn hell die Weihnachtsglocken klingen,  
Sie hören's in der ferne dort,  
Und wenn wir „Stille Nacht“ hier singen,  
Sie widerhallens Wort für Wort!

Und wird der Weihnachtsbaum entzündet  
Sie schauen auf zum Firmament,  
Wo jedem Herzen, das empfindet,  
Ein Baum von tausend Lichtern brennt!  
Gemeinsam fließen ihre Tränen  
Da mit den untern, und es weint  
So Mann als Weib in heißem Sehnen —  
Ob auch getrennt, sie sind vereint!

Sie sind daheim in ihren Herzen  
Und wir sind draußen in dem Feld,  
Und von geweihten Weihnachtskerzen,  
Wird dort und hier die Nacht erhellt!  
Und steigt der Weihnachtsgeist hernieder  
Zum andernmal — getrost, dann lacht  
Des Friedens goldner Stern uns wieder —  
Gefegnet sei, Du heil'ge Nacht! s. Clemens.

## Wie der Weihnachtsmann zu Ulbrich kam.

Skizze von G. Kahl.

(Nachdruck verboten.)

„Nehmen Sie den Ulbrich mit!“ sagte der Oberleutnant. „Der Mensch hat Augen wie ein Luchs!“

Der Sergeant salutierte und wendete sich zum Gehen.

„Ich stecke Ihnen den Baum noch einmal an, wenn Sie sich verspäten!“ rief ihm der Offizier nach.

Draußen war es bitterkalt. Jetzt fing es auch an zu schneien.

„Brr!“ sagte der Sergeant. „Das heißt!“

Sie gingen schweigend weiter, den Wald entlang. Ulbrich döste im Gehen. Er war gestern auf Wache gewesen und hatte tagsüber nur zwei Stunden schlafen können.

„Sehen Sie mal dorthin!“ flüsterte der Sergeant. „Die reinen Weihnachtsbäume!“

Ulbrich öffnete die Augen. Ja, das war wirklich schön! Dort drüben auf der Wiese stand ein Haufen kleiner Tannen dicht beisammen und der Schnee fiel in großen Flocken auf ihre Zweige. Man konnte das ganz deutlich sehen, denn der Mond stand gerade über der Wiese.

„Wie im Theater!“ brummte der Sergeant.

Ulbrich nickte. Wie im Theater! So hatte er es dort auch gesehen, den Sonntag, bevor das Regiment nach Belgien fuhr. Das war ein schöner Abend gewesen — der schönste, den er jemals erlebt. Und dann die Lüne — ob sie wohl noch an ihn dachte? Damals war ihm gewesen, als sei der Weihnachtsmann zu ihm gekommen — endlich, zum erstenmal.

Denn er hatte sich als Kind fast krank nach dem Weihnachtsmann gesehnt und immer wieder gehofft, er würde einmal, ach, nur ein einziges Mal, zu ihm kommen und die dunkle kleine Wohnung mit seinen duftenden Kerzen erleuchten. Wie hatte er auf ihn gewartet, von Jahr zu Jahr, von Weihnacht zu Weihnacht!

Wenn dann der Junge mit schwerem Herzen das Gesicht ans Fenster preßte und sehnsüchtig hinüber sah, wo sich im Vorderhaus Licht um Licht entzündete, tröstete die Mutter: „Das nächstemal, Karl! Das nächstemal bestimmt! Sieh mal, heuer ging es wirklich nicht . . . die vielen Kohlen . . . und das Leben wird auch von Tag zu Tag teurer! Aber das nächstemal, Karl, da sollst Du mal sehen!“

Aber im nächsten Jahr war es wieder nichts geworden, so sehr sich die Mutter auch mühte. Und gerade als das Leben anfangs lichter zu werden, als Ulbrich Gejelle wurde und schon verdiente, starb ihm die Mutter. Es war, als habe sie damit gewartet, bis sie den Sohn versorgt wußte. Ulbrich seufzte unwillkürlich.

„Nanu?“ fragte der Sergeant. „Mensch, Sie seufzen? Die Sache hier ist ja bald zu Ende und dann kommen wir zwei auch zu unserm Baum!“

Zum Weihnachtsbaum! O ja, es würde wohl was für den Musketier Ulbrich drunter liegen, das wußte er genau. Tabak und Wollfaden, eine Pfeife und ein Feuerzeug etwa, und was es sonst noch an Spenden gab. Er würde sein Teil bekommen wie die anderen. Nur daß die anderen auch Grüße von daheim erhielten, nur daß ihre Gaben von Eltern kamen, von Frau und Braut! An ihn dachte niemand! Lüne hatte ihn wohl schon lange vergessen.

Als die Mutter starb, die einzige, die ihn je geliebt, da zog Ulbrich zu älteren, fauberen Leuten, die nahe der Fabrik wohnten. Von Verwandten wußte er nichts. Seine Hausleute schätzten ihn als pünktlichen Zahler, als ordentlichen Menschen. Sie boten ihm guten Tag und guten Weg und kümmerten sich im übrigen nicht viel um ihn. Nur am Weihnachtsabend wurde er zu Karpfen und Mohnpielen eingeladen. Aber einen Baum gab es da nicht — die alten Leute scheuten die Mühe.

Und sonst hatte er nirgends verkehrt, auch als er später Vorarbeiter und Meister in der Fabrik wurde und ein schönes Stück Geld verdiente. Der Sinn stand ihm nicht nach den Mädchen; sie waren ihm zu gepußt und zu flurrig. Er hätte wohl schon ans Heiraten denken dürfen und er dachte auch häufig daran — aber es wollte nie so recht passen. Nur die Lüne — ja die!

„Na sehen Sie!“ sagte der Sergeant. „Das ging ja gut! Sie halten wohl auch heute Ruhe, die da drüben! Nun wollen wir sehen, daß wir ebenso gut wieder zurückkommen!“

Die Lüne! Das war in der Garnison gewesen, als sie ihn einexerzierten. Ulbrich hatte sich freiwillig gemeldet; denn gedient hatte er nicht, war wohl damals zu schwach gewesen. Nun jetzt sah er stattlich aus, und dann nahm man Schloßer ja besonders gerne. Er hatte sich vom ersten Augenblick an wohl gefühlt, man war ihm so herzlich entgegengekommen; alle Kameraden und besonders der eine, der Mittel. Der hatte sich ihm gleich angeschlossen.

Und als er sah, daß Ulbrich niemals ausging, niemand in der Stadt kannte, da hatte er ihm angeboten, ihn Sonntags zu seiner, Mittels, Braut mitzunehmen. Das nahm Ulbrich auch gerne an.

„Es ist verdammt kalt!“ brummte der Sergeant.

Ja, kalt war es wohl! Und doch wurde es Ulbrich ganz heiß, wenn er an die Lüne dachte, wie er sie damals zum erstenmal sah. So schmutz, so kräftig, so blond! Für die Blonden hatte er immer etwas übrig gehabt.

Die Lüne, das war die Schwester von Mittels Braut, ein lustiges Ding. Sonntag für Sonntag waren sie zusammen ausgegangen, Mittel mit seiner Braut voran und dahinter Ulbrich mit der Lüne. Und am letzten Sonntag, bevor das Regiment ausrückte, gingen sie ins Theater und sahen dort — grade wie vorhin auf der Wiese — die dunklen Tannen stehen und von oben fielen langsam glitzernde Flocken auf die Bäume; just wie vorhin der Schnee.

Ulbrich sah kaum auf die Bühne, er mußte nur immer auf die Lüne schauen, wie sie da neben ihm saß, mit roten Wangen, mit blinkenden Augen, so schmutz, so kräftig, so blond.

Der Sergeant stieß Ulbrich an: „Sehen Sie mal! Man sieht schon die Lichter am Baum! Wenn wir schnell gehen, kommen wir noch zurecht! Allein ist es doch nur halber Kram!“

Ja, allein! Er hatte es auch versuchen wollen, aus dem halben Kram heraus zu kommen, und auf dem Nachhauseweg, da hatte er sich ein Herz gefaßt und die Lüne gefragt — wenn er nun zurückkäme und nicht im Felde bliebe — ob sie dann — ob sie sich dann entschließen könnte . . . Die Lüne sah ihn ernst an, drückte ihm die Hand und sagte: „Kommen Sie uns nur gesund wieder, Herr Ulbrich!“ Ach, sie dachte wohl gar nicht mehr an ihn!

„So!“ sagte der Sergeant. „Das wäre geschafft!“ Er schüttelte den Schnee ab und ging in die Stube. Ulbrich wollte ihm folgen, aber Mittel faßte ihn schon im Hausflur ab.

„Mensch!“ rief er ihm zu. „Du hast Sachen, sag' ich Dir! Tabak und 'ne Pfeife, und Schokolade, und ein Feuerzeug, und Strümpfe, und 'ne warme Weste, und dann — na, das verrät ich nun nicht! Aber Du sollst mal sehen!“

„Woher?“ fragte Ulbrich erregt. „Sag' doch, Mittel, sag'!“

„Nee — sollst selbst sehen!“ Damit stieß ihn Mittel in die Stube.

Ja, da stand der Baum, eine mächtige Tanne.

Sogar bunte Ketten hatten die Jungen aufgebracht; nur mit den Lichtern war es schwach bestellt. Und unter dem Baum Paket an Paket.

„Nun, mach nur, Ulbrich!“ drängte Mittel. „Dort rechts hast Du Deinen Platz!“

Ja, da lag alles, wie Mittel gesagt hatte — der Tabak, die Pfeife, das Feuerzeug, die Schokolade, die Strümpfe, die Weste . . . Ulbrich schob die Sachen ungestüm beiseite und griff nach dem Paket. Sollte Lüne — aber nein, das war ja nicht möglich!

Der Oberleutnant war zu ihm getreten und sah lachend zu, wie der Musketier hastig den Faden zerschneidete. Da lagen Pfeffermüße, ein Weihnachtsstollen — ach, was roch der gut! und hier — Lüne's Bild! Lüne, wie er sie damals im Theater gesehen, so schmutz, so kräftig, so blond. Nur die Augen lachten nicht mehr in die Welt hinein; die blickten ernst und fest und treu.

„Mittel! Ach, Mittel! Sollte es möglich sein? Ist mir die Lüne wirklich gut?“

„Das ist sie schon lange, mein Junge! Ich durste nur nichts verraten! Und nun —“

„Ja, Mittel, nun ist der Weihnachtsmann endlich auch zu mir gekommen!“ sagte da der Ulbrich ganz leise und beglückt.



Weihnachten im Felde: Der Weihnachtsbrief der fernen Lieben.

# Die Madonna mit den Perlen.

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Plötzlich sprang er auf, lief zu seinem Bücherstand und riß einen Folianten heraus. Schnell ließ er die Blätter durch die Hand gleiten und schlug eine bestimmte Stelle auf.

"Dies einmal, Wilhelm."

Der Amerikaner überflog einige unterstrichene Zeilen.

"Derweilen denn der ehrenfest und teutisch Ritter, Herr Göben, der mit der eisern Sant zubenannt, feyn Gylff mehr gewußt, sich vom Feind zu retten und zu lösen, er selbst hat des Feindes Melt und Gewantung nehmen gemußt."

Dann verglich er wieder den lesbaren Ueberrest des Pergamentes mit diesem anderen Text und dann zog er sein Notizbuch hervor und schrieb die beiden Texte neben einander auf.

Walter Rosen sah seinen Bruder fragend an.

"Nun, was meinst Du davon, Wilhelm?"

"Ein Zusammenhang existiert zweifellos. Was für einer, das werden wir auch noch herausbekommen."

Walter Rosen zitterte vor Ungeduld.

"Deine Ruhe ist wirklich bewundernswert. . . Wir werden den Zusammenhang herausbekommen. Das sagst Du so gemütlich, als ob es sich um eine alltägliche Sache handelt. Ich sage Dir, ich fiebere und zittere in der Erwartung, diesen Zusammenhang zu lästern und Du rührst Dich kaum."

William Rose schmunzelte vergnügt.

"You are funny, Walter. Zwei Tage habe ich gearbeitet wie ein Irishman im Afford. Wir haben ein Versteck entdeckt, welches reichlich 250 Jahre wenn nicht 300 alten Nachforschungen entgangen ist. Du hast einen Perlenstein gefunden, der Dich auf viele Jahre aller Sorgen enthebt. Wir haben eine Andeutung entdeckt, die uns irgendwie und irgendwo auch noch jenes rätselhafte Bild zuführen kann. . . und da sagst Du jetzt, ich wäre Dir zu ruhig."

Walter Rosen fühlte, daß er zu weit gegangen war. . .

"Na, so entschuldige, Wilhelm, so war es nicht gemeint. Ich bin Dir zu großem Dank verpflichtet. Aber Du wirst begreifen, daß ich auf das höchste an der Fortführung der Arbeiten interessiert bin."

"Ich auch, Walter, by Jove, ich auch. Nicht nur des Geldes wegen, obwohl solch Fund ein großer Gewinn wäre. Auch der Ehre halber. Das wäre ein Triumph für meine Firma, einen echten Leonardo da Vinci nach Amerika zu bringen. Die Firma Rose & Co. würde wenigstens vier Wochen im Mittelpunkt des Stadtgesprächs stehen."

Und dann verank William Rose in ein tiefes Nachdenken. Er rauchte, daß die Dampfwolken das ganze Zimmer erfüllten. Er legte bald den rechten, und bald den linken Zeigefinger an die Nase. Dann erhob er sich und trat an die übrigen Schalen heran, in denen die anderen Pergamentblätter in den chemischen Bädern lagen. Vorsichtig brachte er die erste Schale zum Arbeitstisch hin und beugte sich über sie.

Das chemische Bad hatte auch hier seine Wirkung getan. Es hatte den Schimmel zerstört und die Pergamentfläche gesäubert und freigelegt. Deutlich traten die vergilbten Schriftzüge hervor, die der Amerikaner sorgfältig in sein Notizbuch abschrieb.

"Bier Augen sehen mehr als zwei, Walter. Willst Du Dir nicht auch den Text notieren," wandte er sich dann an seinen Bruder und dieser tat, wie ihm geheißen.

Dann verglichen die beiden ihre Texte. Sie stimmten Buchstaben für Buchstaben überein. Aber irgend ein Sinn war in diesen Text nicht hineinzubekommen. Es ließ sich nicht einmal andeutungsweise erraten, um welche Sprache es sich hier handeln könne. Ueberraschend viel Konsonanten und verschwindend wenige Vokale.

twckutpi twckobvropapsqab — — begann dieser schleierhafte Text.

"Das mag der Teufel lesen und raten," knurrte Walter Rosen unmutig. "Ich jedenfalls nicht."

"Well, wir werden schon dahinterkommen," meinte der jüngere Bruder. "Auf den ersten Streich fällt keine Eiche. Daß es hier noch verschiedene Klüfte zu knaden gibt, das war vorauszusehen."

Walter Rosen überlegte einen Augenblick.

"Ich muß meinem Sohne schreiben. Dem werde ich den rätselhaften Text mitteilen. Vielleicht findet der die Lösung." Und dann kehrte Walter Rosen in sein Arbeitszimmer zurück, während der Amerikaner bei seinen Säuren und Essenzen blieb.

Dr. Otto Rosen hatte einen dienstfreien Nachmittag benutzt, um seinen Freund Marwin einen Besuch zu machen. Während draußen ein rechtes Winterwetter herrschte, hatte er es sich in der gemütlichen Wohnstube seines Freundes bequem gemacht. Seine schlanke Figur verschwand beinahe in einem uralten aber desto behaglicheren Lehnstuhl, während Dr. Marwin die Kaffeetassen arrangierte und das Schachbrett bereit stellte.

"Apropos mon chère," bemerkte Dr. Marwin bei dieser angenehmen Beschäftigung. "Ich dachte Du wolltest Dich von den Browns ganz zurückziehen. Nun hast Du doch sogar das Weihnachtsfest im kleinen Kreise mit ihnen gefeiert."

Dr. Rosen winkte abwehrend mit der Hand. "Ich konnte nicht anders, Heinrich, ohne direkt unhöflich zu sein. Der Professor war nicht hier, also mußte ich hierbleiben. Sonst wäre ich über das Fest zu meinen Eltern gefahren."

Also Weihnachten allein in Heidelberg. Die obligate Festkiste von der alten Dame. Sie hat sich übrigens diesmal riesig angestrengt. So üppig waren ihre Sendungen sonst niemals.

Ich war schon darauf präpariert, den heiligen Abend in meiner Bude zu verbringen. Da kam Mr. Brown selber zu mir und holte mich mit sanfter Gewalt ab. So ist es gekommen."

Dr. Marwin rückte die Zuckerdose auf ihren Platz und stellte die Milchkanne daneben.

"Schon gut, Otto, die Hauptsache ist, daß es Dir gefallen hat und daß Du den Leuten da gefällst. Die Flucht kannst Du ja immer noch ergreifen, wenn Dein Professor nach Hause kommt."

Dem Dr. Rosen wurde das Thema sichtlich unbequem.

"Daß nur die Amerikaner, Heinrich. Ich habe etwas anderes, an dem Du Deinen Wit versuchen kannst. Ein wenig Geheimschrift und rätselvolle Chiffre."

"Immer her damit," meinte Dr. Marwin vergnügt.

Solche Klüfte knaden wir nebenher beim Kaffee. Mit diesen Worten nahm er ein beschriebenes Blatt entgegen, welches der Arzt soeben aus einem Briefumschlag gezogen hatte.

Dr. Rosen verließ seinen bequemen Stuhl, um am Kaffeetisch Platz zu nehmen. Er schenkte sich und dem Freunde ein und er gab Milch und Zucker dazu. Dann zündete er sich eine Zigarette an und viele Minuten verstrichen, während er das Blatt betrachtete.

"Na, Heinrich, so einfach ist die Geschichte wohl doch nicht," unterbrach er endlich das Schweigen.

Dr. Marwin fuhr zusammen.

"Ganz recht! Ja! Jawohl. Du hast mir schon Kaffee eingekauft," und wieder starrte er wie hypnotisiert auf das Papierblatt.

"Du kannst es ja hier behalten und später Deine Klüfte daran probieren, Heinrich. Ich sagte Dir gleich, die Sache ist etwas schwieriger als die landläufigen Familienblatttratsel."

Dr. Marwin pfiff durch die Zähne.

"Oho!" stieß er dann kurz hervor. "Das wollen wir erst einmal sehen." Und dann begann er mit Bleistift und Papier zu arbeiten.

Dr. Rosen schaute ihm interessiert zu.

"Ich bin doch neugierig, wie Du dem Ding da zu Leibe gehst."

Heinrich Marwin blickte von seiner Arbeit auf.

"Es gibt sehr verschiedene Arten von Geheimschrift. Wenn ich wüßte, aus welcher Zeit dieser Text stammt, würde es die Sache sehr vereinfachen. Denn gegenwärtig haben wir Chiffreschriften, die auch der Geschickteste ohne einen bestimmten Schlüssel nicht dechiffrieren kann."

"Den Schmerz kann ich Dir stillen, teuerster Freund und Zeitgenosse. Mein Vater schreibt mir, daß der Text aus einer alten Handschrift, etwa aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges stammt."

"Oho! Dann wird die Sache wesentlich einfacher. Damals waren die Leute noch nicht so weit mit der Chiffrierkunst. Also sieh mal an. Das ist doch klar, daß hier ein vollkommenes Mißverhältnis zwischen Konsonanten und Vokalen herrscht. Es gibt ganze Zeilen, auf denen überhaupt kein Vokal vorkommt. Deshalb dürfen wir annehmen, daß der unbekannte Schreiber dieser Zeilen zunächst einmal mit einer Buchstaben

(Schiebung gearbeitet hat, daß er beispielsweise ein B geschrieben hat, wo ein A stand, ein C, wo ein B stand usw.) Natürlich gibt es da sehr verschiedene Verschiebungen. Er kann auch um zwei oder um drei Buchstaben verschoben haben. Er kann auch nach vorn anstatt nach hinten verschoben haben, so daß hier ein A steht, wo ein B sein sollte usw."

Dr. Rosen schüttelte den Kopf.

"Na, ich danke für das Rätsel. Das gibt ja allein 25 verschiedene Möglichkeiten."

Dr. Marwin lächelte.

"Das ist doch sehr wenig, Otto. Was meinst Du, mit welcher Fülle von Möglichkeiten die Leute heute zu rechnen haben, die fremde Briefe dechiffrieren wollen."

Während dieser Worte ließ er den Bleistift bereits fleißig über das Papier gleiten und fügte Wort an Wort.

"Surreal Otto! Ich glaube die erste Hypothese stimmt bereits," rief er plötzlich. Dr. Rosen betrachtete das Blatt.

"So," meinte er kopfschüttelnd. "Was jetzt da steht, hat doch auch noch keinerlei Sinn und Inhalt."

Dr. Marwin lachte.

"Na, dann wäre es aber auch allzu einfach. Solche chiffrierten Briefe mit einfachen Alphabetverschiebungen schreiben sich ja heute schon die kleinen Jungen in der Schule. Die Hauptsache ist, daß wir jetzt ein vernünftiges Verhältnis zwischen Vokalen und Konsonanten haben. Wir haben jetzt beinahe ebensoviel Vokale wie Konsonanten. Das läßt vermuten, daß der Text in einer romanischen Sprache, etwa lateinisch, abgefaßt ist. Nun wird der Schreiber natürlich noch einzelne Buchstabengruppen verjett haben."

Dr. Rosen betrachtete die ersten Buchstaben der Niederschrift seines Freundes.

"subitsoh," buchstabierte er das erste Wort.

"Na, wenn das lateinisch ist, ist es jedenfalls von einer anderen Sorte, wie mein Schullatein. Ich kenne das Wort „subito“, heißt auf deutsch „plötzlich“. Aber „subitsoh“ habe ich noch niemals gehört."

Dr. Marwin lachte über das ganze Gesicht.

"Otto, die Sache ist kindlich einfach! — Lies das Wort von hinten."

Dr. Rosen tat es.

"hostibus," rief er und ein Schimmer der Erkenntnis flog über seine Züge. Ohne weitere Anregung machte er sich sofort an das nächste Wort, welches ihm bisher vollkommen rätselhaft gewesen war.

"subitnaugnippoppa", stand dort. Eben noch hatte Dr. Rosen gemeint, daß das vielleicht Suaheli oder Plattchinesisch wäre. Und nun hatte er die einfache Umkehrung vor sich „appropinquantibus" . . . — hostibus appropinquantibus . . . ein einfacher lateinischer Ablativus absolutus. Nicht gerade Ciceronianisches Latein, aber doch ohne weiteres verständlich und übersetzbar. „hostibus appropinquantibus" . . . als die Feinde sich näherten." Es war gar kein Zweifel mehr, der Schlüssel zu dieser Geheimschrift war sicher gefunden. Der Schreiber hatte einfach die Buchstaben des Textes um einen verschoben und dann noch die Buchstaben des Textes eines jeden Wortes umgedreht. Die Brüder in Kranichstein, mit solchen Kniffen unbekannt, hatten sich tagelang darüber den Kopf zerbrochen. Dr. Marwin, der dies Gebiet beherrschte, hatte die Lösung beinahe augenblicklich gefunden und schrieb jetzt bereits fliehend den lateinischen Text nieder: „hostibus appropinquantibus jussit dominus comes de Kranichenstein usw."

Und dann kam die deutsche Uebersetzung des Textes, welche Dr. Rosen sofort nach der Herstellung des lateinischen Originals nieder schrieb: „Da sich die Feinde näherten, hat der Herr Graf von Kranichenstein befohlen, daß man . . ."

Da standen klipp und klar die Maßnahmen verzeichnet, die man im Jahre 1632 getroffen hatte, um die Schätze des Schlosses vor den anrückenden Kriegsvölkern zu bergen.

Sorgfältig barg Doktor Rosen das Chiffreblatt sowie den deutschen und lateinischen Text in seiner Briestasche.

Wenn sein Vater keine andere Sorgen hatte, der Wunsch, diese Geheimschrift lesen zu können, sollte ihm schnell erfüllt werden. Jetzt aber, nachdem man, wie Dr. Marwin meinte, dies kindliche Scherzspiel erledigt hatte, gab es schwereres zu tun. Die Schachfiguren warteten ja schon längst und an ihnen und mit ihnen pflegte Dr. Marwin zu zeigen, daß er auch mehr als 25 Kombinationen sicher im Kopf behalten konnte.

William Rose begann in den letzten Tagen die einfiedlerischen Gewohnheiten seines Bruders anzunehmen. Sobald die Mahlzeiten vorüber waren, zog er sich in das Atelier seines

Bruders zurück, in welchem er es sich seit dem Weihnachtsfeste heimisch gemacht hatte.

Auch heute saß er dort, hatte es sich in einem alten Lehnstuhl bequem gemacht und dampfte aus seiner kurzen amerikanischen Pfeife, daß der Raum in grauem Nebel lag. Draußen hatte es einen Wetterumschlag gegeben. Der Wind war nach Süden umgesprungen und schwere Regenböen schlugen gegen das große Atelierfenster und fraßen da draußen weite graue Rücken in die weiße Schneedecke.

Aber der Amerikaner hatte wenig Laune und Neigung, sich um das Wetter zu kümmern. Er war ganz und gar mit seinen Gedanken beschäftigt und während er eine Rauchwolke nach der anderen von sich stieß, betrachtete er immer wieder das alte schwedische Bild, welches da vor ihm auf der Staffelei stand.

Und dann flogen seine Gedanken wieder zu dem Text, den er auf einem Papierblatt vor sich hatte . . .

"Hat sie des Feindes Kleid und Gewandung nehmen gemußt . . ." so las er wieder und immer wieder.

Und dann begann er immer wieder von neuem seine Schlusfetzen zu ziehen . . . „sie . . . wer ist „sie“, wer kann „sie“ sein? Doch vielleicht . . . am Ende . . . möglicherweise „die Madonna“ selber."

William Rose stopfte seine Pfeife von neuem. Sein Nachdenken kostete ihm viel Tabak. Und dann bei frischen Dampfwolken fuhr er mit seiner Ueberlegung fort. „Hat des Feindes Kleid und Gewandung nehmen gemußt."

"Feind". Wer kann der „Feind“ der Himmelskönigin sein? Natürlich in erster Linie der Teufel. Also hat sie des Teufels Kleid anziehen müssen.

William Rose rauchte stürmisch.

Nein, das ging nicht! Er fühlte instinktiv, daß er einen Fehlschuß gemacht habe.

Der Feind . . . das konnte ja auch wörtlich gemeint sein. Das konnte sich ja auch auf die Feinde beziehen, vor denen man das Bild in Sicherheit bringen wollte. Auf die Schweden also.

William Rose mußte über das groteske Ergebnis seiner Schlussfolgerung laut auflachen. Dann mußte also die Madonna ein schwedisches Kleid angezogen haben. Des Feindes Gewandung. Womöglich noch einen schwedischen Koller und Harnisch.

William Rose warf einen Blick auf das schwedische Bild. Er betrachtete die kriegerische Gestalt, die da vor ihm stand und es schien beinahe, als hätte der alte Heerführer da, irgend ein Graf Wrangel oder Torstenson, auch ein Näckeln gezeigt . . .

Aber das war ja Unsinn! Bilder sind steif und stumm und pflegen nicht zu lachen.

Es mochten wohl die dichten Rauchwolken sein, die das Bild umschwebten und es beinahe wie eine lebendige Person aus dem Nebel sehen ließen.

„Was, alter Schwede, Du freust Dich schon auf die Reise über den großen Teich," brummte der Amerikaner vor sich hin. „Wirst aber vorher ein wenig die Nationalität wechseln und zur englischen Marine übertreten. Sei als Passagier der „Mayflower“, alter Mann. Wirst Dich dabei gut ausnehmen. Den Banzel kannst Du behalten. Das ist stylish. Aber das schwedische Ordensband, das muß weg. Die Pilgerväter haben keine Orden getragen. Weder englische noch schwedische."

Well! das hätte sich der Maler von anno dazumal auch nicht träumen lassen, daß beinahe dreihundert Jahre später ein Kollege kommen und dem alten Schweden ein anderes Kleid anziehen würde . . .

Plötzlich sprang der Amerikaner mit einem gewaltigen Satz aus dem Stuhl. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Natürlich. Das konnte es sein. Na, das mußte es sogar sein.

Was er eben jetzt mit dem alten Schweden machen wollte, das hatte schon dreihundert Jahre vorher ein anderer mit der Madonna gemacht. Das war ja das einfachste Mittel. Ein wertvolles Bild einfach zu übermalen, es mit einer minderwertigen Schildelei zu bedecken.

Und reichlich minderwertig war dieser alte Schwede da ganz gewiß. Das mußte auch jemand merken, der nicht solch Kunstkenner wie William Rose war.

Aufgeregt schritt der Amerikaner im Zimmer hin und her. „Sie hat des Feindes Kleid und Gewandung nehmen gemußt . . . Natürlich . . . das war es!"

Allmählich zwang sich der Amerikaner wieder zur Ruhe.

„Sei verständig, William," redete er sich selber gut zu. „Du sollst ja doch Deinem älteren, aber keineswegs verständigeren Bruder ein gutes Beispiel sein, sollst Dich durch Gelassenheit und Ruhe auszeichnen." (Fortsetzung folgt.)

# • Allerlei Kurzweil •

## 1. Hieroglyphen.



Die Anfangsbuchstaben der Bilder geben die Konsonanten des Textes an, die Vokale müssen dem Sinne gemäß hinzugefügt werden.

## 2. Rätsel

Die ersten sind viel bunte Blätter,  
Die dritte ist bald groß, bald klein,  
Das Ganze ist ein Lustgebäude  
Und stürzt, vom Rauch getroffen, ein.

## 3. Buchstabenrätsel.

a a e e g h i m n p s t t

Aus obenstehenden Buchstaben sind durch Hinzufügen eines,

## 4. Bilderrätsel.



allen gemeinsamen, Anfangs- und Endbuchstaben fünf Worte von je fünf Buchstaben zu bilden, sie bedeuten: 1. eine Hülsenfrucht, 2. ein nützliches Hausgerät, 3. einen Trank, den mancher gern hätte, 4. einen deutschen Dichter des 18. Jahrhunderts, 5. eine topographische Bezeichnung. — Setzt man den Anfangsbuchstaben an das Ende, so entstehen fünf neue Worte, welche sind:

1. ein geographischer Begriff, 2. ein Zimmerschmuck, 3. ein englischer weiblicher Vorname, 4. ein Fischereigerät, 5. ein Eigenschaftswort.

## 5. Buchstabenrätsel.

„Du schreibst so lange schon kein Wort, — Um düstert im Gemüte; — Ist denn der Baum nun ganz verdorrt, — Der einst so herrlich blühte?“ — „Ach, Freund, wie peinigt mich das Wort, — (Zwei Laute draus genommen); — Böe dieser böse Geist doch fort, — Um nie zurück zu kommen! — Er legt mir Geist und Leib in Last, — Wie ich mit ihm mag ringen; — Er raubt mir alle Lust und Kraft — Und lähmt zum Flug die Schwingen.“

## 6. Begerbild.



Wo ist der dritte Mann zum Stat?

„Du schreibst so lange schon kein Wort, — Um düstert im Gemüte; — Ist denn der Baum nun ganz verdorrt, — Der einst so herrlich blühte?“ — „Ach, Freund, wie peinigt mich das Wort, — (Zwei Laute draus genommen); — Böe dieser böse Geist doch fort, — Um nie zurück zu kommen! — Er legt mir Geist und Leib in Last, — Wie ich mit ihm mag ringen; — Er raubt mir alle Lust und Kraft — Und lähmt zum Flug die Schwingen.“

## • Gemeinnütziges •

Wie hält man Fensterbleche hell und blank? — Indem man feinförnigen Streusand (im Sommer am Strande mit heimwärts genommen) mit etwas Soda untermischt, auf ein angefeuchtetes Tuch schüttet und nun die beschlagenen und verrosteten Fensterbleche solange damit reibt, bis sie spiegelblank erscheinen. Anstatt der Tücher reibe man stets mit Zeitungspapier nach.

Wie nimmt man fettigem Haar Fett und Glanzlosigkeit? — Indem man es abends mit sehr sauberer Bürste tüchtig bearbeitet und danach mit einem Teelöffel Kartoffelmehl durchschüttelt, das aber am Morgen bis auf die letzte Spur herausgebürstet werden muß.

Wie beschreibt man glänzende Celloidinpostkarten mit gewöhnlicher Tinte? — Die zu beschreibenden Stellen werden zuvor entweder mit Magnesia, etwas Schlemmkreide oder Talkum, oder auch nur mit einfacher Kreide, oder einem sogenannten Sandgummi behutsam abgerieben. Dann verläßt die Tinte weder, noch läuft sie aus, wie sonst regelmäßig.

Vom türkischen Kriegsschauplatz: Eine Verbandstelle des Roten Halbmondes auf Gallipoli, die in mustergiltiger Weise mit allen Bequemlichkeiten für die Verwundeten eingerichtet ist. — Zweites Bild: Ein weib-

licher Soldat in der österreichischen Armee. Fräulein Jarenia Helene Aug steht als weiblicher Kadett-Aspirant in der Ukrainischen freiwilligen Mannes-Eskadron. Die schmutze Uniform kleidet sie vorzüglich.

